

Erzähler vom Westerwald

Hachenburger Tageblatt

Tägliche Nachrichten

für die Gesamtinteressen des Westerwaldgebiets

Mit der achtheitigen Wochenbeilage
Illustriertes Sonntagsblatt.

Ausschrift für Drahtnachrichten:
Erzähler Hachenburg, Fernruf Nr. 72

Mit der Monatsbeilage: Ratgeber für
Landwirtschaft, Obst- und Gartenbau.

Druck und Verlag der Buchdruckerei
Th. Kirchhübel in Hachenburg.

Nr. 301

Erscheint an allen Werktagen.
Bezugspreis: vierteljährlich 1.80 M.,
monatlich 60 Pf. (ohne Bringerlohn).

Hachenburg, Sonntag den 24. Dezember 1916.

9. Jahrg.

Anzeigenpreis (zahlbar im voraus):
die leichsgespaltene Zeitzeile oder deren
Raum 15 Pf., die Reklamezeile 40 Pf.

Christnacht

Gebet im Kriegsjahre 1916.

Auf Eisensohlen schreitet ein Schnitter durch die Welt,
Und hinter ihm gebreitet liegt Grab an Grab im Feld.
Wie dunkle Wölken streichen viel Geier über Land,
Die Zeit sank ohnegleichen in Gier und Blut und Brand.
Wird denn der Not kein Ende? Ich rufe dich, mein Gott,
Erhebe deine Hände, vernichte du den Spott.
Einst sandtest du den Retter von deiner Rechten aus,
Zu bannen Hass und Wetter, zu baun der Liebe Haus.

Heut singen unsere kleinen vom hellen Weihnachtsstern,
Der Erd und Himmel einen soll in der Furcht des Herrn.
Wir trohen wohl den Tagen, wir stehen fest im Sturm,
Und niemand darf es wagen zu brechen unsern Turm.
Doch hör die Mütter weinen — es ist der Qual genug,
Läß deine Gnade scheinen, lösche aus den grimmen Fluch.
Steh du an unseren Grenzen, gib uns den Palmenzweig,
Läß deine Augen glänzen ob deutschem Volk und Reich.

Heinrich Goede.

Das ewige Licht.

Von Biarri: Alfred Fischer, Berlin.

Das ewige Licht geht da verein,
Gibt der Welt einen neuen Schein.
Es sucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichts Kinder macht —
Auther

Von der Menschenartheit der seuchtet den Menschen in verlärenden, Schummer Zeit und Leben als noch Friede war und — strahlend liegt vor der Hoffnung ausgedreitet die Zeit, wenn wieder Friede sein wird. Zwischen diesen beiden Lichtzeiten in Vergangenheit und Zukunft liegt, um zu dunkler den meisten Menschen, die Gegenwart unter den Schatten der Not, des Leides und des Krieges. Fern sei es von uns, Leid und Not, Schwere und Ernst dieser Zeit zu verkleinern. Was will es doch heilen, daß Völker, die mit Geringsschätzung auf vergangene wilde Zeiten, die auf die Wilden ferner Erdeite herabsehen, nun wie die Wilden miteinander zerfleischen! Dem ruhigen Wort zur Verständigung begegnet der finstere Trost, der nur mit der Verachtung der anderen sich zufrieden geben will. Dem Nachthunger eines einzigen werden kleine Völker geopfert und dieses Volk hat den Glauben an die Kräfte des Lebens verloren, es kann mir noch glauben an den Segen, der ihm aus der Verstörung fremden Lebens und Königtums kommen werde. Inmitten dieses furchtbaren Weltgeschehens das Einzelheitsdrama von Dorf und Stadt, Wald und Feld, die Menschenarbeit und Naturgestalt zerstört und zerstören werden von den Streitwagen des Krieges; das Sterben und die Kraftvernichtung laufender und wieder laufender Einzelner, und damit Leid, Kummer, Not und Kremung von Haus, Ehe, Liebe und Lebensarbeit — und alles mitten in der Vernichtung von Handel und Handel des Volkes! Dunkel, tiefes Dunkel liegt über der Lebenswelt und seine Schatten jagen über die ganze Erde, bringen in die Häuser und Herzen, graben sich in das Seelen und das Angesicht dieses Geschlechts.

Dennoch kommt Weihnachten, dennoch kommt es mit einem Licht und wir grüßen, wie vom Dunkel verbündete, nach Helle Durstigen das Licht, denn es hat geheimnisvolle Macht über alles Dunkel um uns und in uns, weil es einziges Licht ist. Nicht aus Menschenkunst und Menschenwillen kommt es, Gottesmacht und Gottesliebe schenkt es uns und aller Welt heute wie damals; sieghaft kommt es uns zu durchstrahlen und aus unserm Innern bei der Welt einen neuen Schein zu geben, auch der so ganz dünnen Welt unserer Tage — uns selbst aber wird es ganz hell und froh machen, daß wir leuchten in der Finsternis: Kinder des Lichts, von denen Licht und Liebe ausgeht in eine finstere, feindelige Welt.

Das aber ist das Licht: daß aller leidvollen Erfahrung Trost uns das Weihnachtskind und die Weihnachtskraft wieder es zur Gewissheit macht: Ich, dein Gott und Vater, will doch dein Heil, du Menschenkind, dein Gott, du bedrangtes Volk, dein Heil, du heillose Welt. Und weil ich es will, der Allmächtige, dessen ist „das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“ sage ich es durch, so etwas aus dem Kind in der Krippe der Welttheiland wurde, aus dem Kindlein dort im Stall die Flamme, die der Welt neues Licht und Leben brachte. — Ich sage es durch! Glorie an die frohe Botschaft, so beginnt sie Macht in

dir zu gewinnen. Ich bin der Ewige, das Leid, das um dich ist, ist zeitlich und muß vergehen, ich bin der Friede, der Streit um dich kam von der Erde und muß zerfallen in sich selbst, ich bin der Gute, das Böse muß weichen, es stirbt an seinem eigenen Gift, ich bin der Lebendige, denn der Tod hat keine Macht über mich und die Meinen! Nicht in der Fremden Hand liegt das Geschick des Landes, sie können nichts ohne mich, ich bin ihr Herr, sie sind mein, wie du mein bist, sie führen meinen Willen aus — nicht mehr. Was ich mit dir will, das geschieht! Nicht in der boshaften Menschen Händen ruht das Schicksal der Völker, meine Welt ist es, und ich bestimme ihren Lauf, mein Wille ist Wahrheit und wird Wirklichkeit, so wahr ich Gott bin und der Vater der Menschen! — So spricht Weihnachten und hebt den, der seine Stimme hört, über die Erfahrung von gestern und die Not von heute und die Sorge für morgen empor, daß er die Welt und die Dinge, die Not und den Krieg, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in neuem Schein sieht. Er sieht in dem allen nicht nur Menschenrot, Sünde, Irrtum, Blut, Tod, Vernichtung, er sieht auch Kraft, Leben, Können, helfende Liebe, todesmutige Treue darin. Er sieht nicht nur die Gräber der Gefallenen, die Wunden der Getroffenen, er sieht die Geduld und Tapferkeit der Kämpfenden, die Entschlossenheit derer daheim, die Stille, mit der Verluste getragen, die Klugheit und Liebe, mit der Wunden geheilt werden, die Arbeit in den Köpfen der Führer, Staatsleiter und Gelehrten, das Streifen des Willens in den Muskeln der Arbeitenden, der Frauen und der Alten. — So gewinnt über dem Anschein des Durchbarten und Jammerwollen die Welt einen neuen Schein, aus dem uns Gotteshilfe, Gottesgedanken, Gotteswillen mit dem Einzelnen und dem Volke hervorleuchten; mitten in der Nacht der Wirklichkeit leben wir nun das Utlizen der zusammengerafften Kraft aller, die jetzt in der Vaterlandshilfe zusammengetreten. Gott läßt keinen vorbei, alle müssen sie hinein in den Bann dieser großen Zeit, mit aller Kraft! Alle! — Liegt nicht eine Verheißung in diesem Wort: Alle — ein Gott aller! Alle haben einen Gott — und sollten ewig widereinander sein?! Es sollte der Tag nicht kommen — heute wohl nicht und morgen nicht — aber er sollte überhaupt nicht kommen, der Tag, an dem Alle eins seien!! Alle Menschen aller Völker in dem Glauben an den einen Gott, und im Willen seines Willens in der Liebe! Ein neuer Schein über die zerrissene und verzantete Welt, daß doch alle Menschen sind und alle Gotteskinder, jedes Volk in seiner Art echt und rein und frei und doch alle in einem Gehorsam: einander zu dienen mit ihren Kräften, statt einander zu kriegen mit ihren Schwestern. — Gott will das, der Ewige und Allmächtige, daß sagt uns Weihnachten, daß lehrt uns das Kind, und aus dem Glauben davon drückt ein beller Schein in unseren Seelen hervor, und der Schein breitet sich über die Welt mitten in der Nacht des Leides dieser Tage.

Aber Gott begnügt sich nicht mit diesem Licht und Leuchten, er will ganz unser Wesen durchscheinen, daß wir selbst Licht werden. Darum sollen wir nicht die dunkle Nacht der Zeit und die Finsternis der Welt beklagen und anklagen, sollen nicht nach Schuldigen suchen und über die Seiten schelten oder jammern, sondern das Weihnachtslicht: den Glauben: „Gott will dein Heil, deines Volkes, dieser heillohen Welt Heil“ an uns arbeiten lassen, daß alles

Unheilige, Selbstsüchtige, Furchtlose an uns verzehrt wird und wir Licht, Kinder des Lichtes werden. Kinder des Lichtes und Lichtbringer, d. h. in uns selbst im tiefsten Herzen bei allem Ernst freudig, freudig zu dulden und zu tun, was von uns verlangt wird. Freude und Friede sollen wir schaffen bei den Unteren, mit untern Grüßen hinaus ins Feld, unter den Kindern und Freunden dabeiheim, bei den Leidtragenden und Mutternden, bei den Kranken und Sterbenden. Das können wir aus der Freudigkeit in uns, die uns immer und überall leise sagt: „Gott, der Ewige, will ja das Heil! Er hilft hindurch! Er hilft gewiß!“ Allen Klagen können wir trohen, allen Schreden, die kommen, allen Dunkelheiten, die etwa neu noch aufsteigen, denn wir haben selbst das Licht in uns, brauchen es nicht erst zu holen aus guten Nachrichten, die zu uns kommen von außen her, haben ewiges Licht in uns, das nicht verlöschen kann.

Du sagst: so kannst du Weihnachten noch nicht feiern. Sei getrost, auch der Heiland der Welt war einst ein schwaches Kindlein, ganz im Verborgenen kam er auf die Erde, aber das Licht war in ihm, und er wuchs und ward stark und nahm zu an Gnade bei Gott und den Menschen. Ist auch noch schwach im Anfang dein Lichtstein, heller strahlt es doch, je dunkler es um dich wird, immer mächtiger wird es, und immer heller wirkt es um dich her. So soll es mit dir sein in dir und für die Deinen, so mit der Weihnachtsgemeinde für das Volk, so mit dem deutschen Weihnachtswolf für die ganze Völkerwelt.

Ich lag in tiefer Todesschicht,
Du wurdest meine Sonne,
Die Sonne, die mir augebracht
Liebt, Leben, Freud' und Wonne.
Oh Sonne, die das werte Licht
Des Glaubens in mir augebracht,
Wie schön sind deine Strahlen!

Wiederfinden.

Weihnachtssilisse aus unserer Zeit von Paul Blüm.

Frau Melanie Bergemann stand am Fenster und sah sinnend hinaus in das weihnachtliche Treiben der Straße. „Hast ebenso lebhaft wie im Frieden“, — dachte sie, — aber dann kam ein Trupp Soldaten vorüber, Urlauber, die direkt von der Front kamen, noch mit dem Schmutz der Schlachtfeldern an den Stiefeln, — und da wurde man schnell daran erinnert, daß wir leider immer noch mitten im Kriege waren.

Die junge Frau im schwarzen Kleide trat vom Fenster zurück, — jedesmal, wenn die Nähe des Krieges sie berührte, erschauerte sie leise, und von neuem wurden alle kaum verheilten Wunden wieder offen.

Mit stiller Wehmuth legte sie sich an den Schreibtisch und begann von neuem die Weihnachtskataloge, die in Menge herumlagen, durchzusehen, und nun erheiterte sich ihre kummervolle Miene bald wieder, denn jetzt war all ihr Sinn bei ihren kleinen Schüblingen, denen sie eine fröhliche Weihnachtsbelebung zu bereiten gedachte, — gab es doch für diese reiche, jetzt so einfach gewordene junge Witwe keine größere Freude, als armen Kriegskindern ihres Besitzes eine Wohltäterin zu sein und zu helfen, wo sie nur konnte, — wie sollten alle die hellen Kinderäuglein leuchten, wenn sie ihnen jetzt den Tisch aufbaute, — mit vollen Händen geben, wo es fehlte, — und wo fehlte es jetzt wohl nicht? — Einen Ausgleich wollte

sie schaffen zwischen reich und arm, — wie eine Fee aus den holdseligsten Märchenträumen wollte sie unter die armen unschuldig leidenden Kinderchen treten und aus vollen Schalen Freude und wieder Freude spenden, — kein Wunsch sollte unerfüllt bleiben, — nur heitere und glückliche Gesichter sollte sie um sich leben, — für diesen einen Abend sollte aller Schmerz, den der furchtbare Krieg dienen kleinen schon gebracht hatte, vergessen sein, und aus echter, reiner Freude sollte den Kleinen eine Hoffnung für die Zukunft erblühen!

Unermüdlich las sie die langen, langen Wunschzettel durch, notierte dann, was sie brauchte, in den Katalogen, und selbstvergessen arbeitete sie so Stunde um Stunde. Aber da mit einemmal hielt sie plötzlich ein. Wie ein Schrei fuhr es ihr durch den Körper. Was war das?!

Mit zitternder Hand hielt sie das Titelblatt eines eben aufgenommenen Katalogs hoch und mit suchenden Augen glitt sie über das Bild, um nach dem Namen des Zeichners zu schauen. Vergeblich. Keinen Namen, nich einmal die Initialen des Zeichners fand sie, — — und dennoch, dennoch musste sie, wer diese Zeichnung gemacht hatte! Nur einen gab es, der mit solcher Schlichtheit solche Schönheit der Vinten geben konnte! — Nur einen gab es, und diesen einen kannte sie, hatte sie einmal gekannt, — so gut, ach, so gut!

Wie aber kam dies Bild hierher? Seit einem Jahr stand doch Heinz Walter schon als tot in der Verlustliste. Keine Erklärung fand sie dafür.

Unausgeleget hielt sie das Bild an, — und plötzlich erkannte sie darin auch eine Ahnschicht mit sich selbst; — in der Tat: so hielt sie den Arm, so hielt sie den Kopf, sogar in den Linien des Gesichts waren unverkennbar ähnliche Züge, — — ja, ja, nur Heinz Walter konnte der Zeichner sein! Aber darüber musste sie Gewissheit haben! Behn Minuten später sah sie im Wagen und fuhr nach jenem Kaufhaus, das ihr diesen Katalog gesandt hatte.

Um sie herum wogte schon der Weihnachtstrubel, — Christbäume in langen Reihen, die einen Schein von der Weisheit des grünen Waldes in die vollen Straßen der Stadt zauberten, — Buden und Buden mit tausend bunten und glitzernden Herrlichkeiten, — dazwischen emsig Frauen, die ihre kleinen Spielzeuge aufbauten und mit hellen Stimmen anpreisen, — dann wieder halbwüchsige Kinderchen, die bunte Hänselfänder oder kleine weiße Schäfchen teilten, — und dazwischen Menschen mit Kisten und Paketen, — ein Schieben und Drängen, ein Rufen und Schreien, — ganz das Bild eines frohlichen Tages aus der fröhlichen Weihnachtszeit, der alle Kriegsgreuel und aller Schlachtedonner hier nichts anhaben konnte.

Aber von all dem fröhlichen Treiben sah Frau Melanie Bergemann so gut wie nichts, — mit still verfrorenen Augen sah sie da und schaute in die blaue Luft und gedachte vergangener, ach, so ferner, ferner Tage —

Und nach einer halben Stunde erfuhr sie dann vor einem Prokuristen des Warenhauses alles, was sie wissen wollte, — und was sie ja nun eigentlich schon wußte. Heinz Walter hatte das Blatt gezeichnet. Er lebte! — Mit beimischer Freude sagte sie es sich wieder und wieder. Er galt für tot und blieb liegen, weil die Unferen der feindlichen Übermacht weichen mußten. So fiel er dann, als er später wieder bei Bewußtsein war, den Russen in die Hände und wurde, trotz seiner schweren Wunde, tief ins Innere geschleppt; erst vor kurzem war er mit einem Trupp Austausch-Bewundeter wieder in die Heimat gekommen und lag nun in der Sammel-Stelle II, wo er nach und nach genesen war.

Dies alles brachte sie in Erfahrung, und nun fuhr sie wieder nach Hause. Und diesmal hatte sie auch Augen für das weihnachtliche Bild der Strofe, — mit still beglückten Blicken sah sie in das Getriebe um sie herum, und langsam füllten sich ihre Augen mit Tränen, — aber es waren Tränen der Freude, es war der Ausdruck eines tiefsinnigen, heimlichen Glückes.

Heinz Walter — — er hatte sie geliebt damals, er hatte um sie geworben. Und sie hatte ihn ausgelacht. Wer war er denn? Ein talentvoller Maler mit einer Zukunft? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wer konnte dafür garantieren, daß er seinen Weg machen würde? Niemand! — Und ihm sollte sie ihre Zukunft, ihr Lebensglück opfern? Sie, die einzige Tochter eines reichen Mannes, die in Pracht und Wohlleben erzogen war — sie, um die sich freier ohne Sahl drängten — sie die Frau eines armen Schusters? Ach nein! — Und mit ganz leicht spöttelndem Lächeln hatte sie es ihm zu verstehen gegeben, so daß er sich erst gar keinen öffentlichen Korb zu holen brauchte.

Bald darauf hat sie dann Herrn Bergemann geheiratet, und bei ihm fand sie nun auch alles, was sie glaubte, nicht entbehren zu können; — kleinen unerfüllten Wunschen gab es für sie; — nur daß sie nach und nach langsam zu fühlen begann, des Lebens wahres Glück wuchs nicht auf solchem Boden.

Von Heinz Walter hörte und sah sie nichts mehr, still verschwand er in der Menge. Aber dann, als mit flammendem Schwert der Krieg über Deutschland losbrach, da war er einer der Ersten, der als Freiwilliger hinauszog auf die blutige Walstatt, — das erfuhr sie, — und da durchzuckte sie ein brennender Schmerz, denn jetzt fühlte sie: er geht in den Tod, um seinem Kummer zu vergessen.

Und dann kam das Unglück in ihr Haus, Schlag auf Schlag, und rüttelte sie auf aus dem Wohlleben, in dem sie bisher ihre Tage verträumt und verändert hatte. Bei Namur wurde ihr einziger Bruder von einer Granate zerstochen. Und aus Kummer über den Verlust des Stammlagers erlitt ihr alter Vater einen Schlaganfall, der ihn langsam hinfließen ließ, bis ein barnherziger Tod ihn erhöhte. Und ein Jahr später ließ auch ihr Gatte sein Leben für das Vaterland. Nun war sie einjam und allein, — allein mit allen ihren Reichtümern, — allein! allein!

Ach, wie hatte sie damals aufgeschrien in wahnwitziger Angst, daß sie, vom Unglück erdrückt, den Verstand verlieren würde! Wie hatte die Wucht des Schicksals sie niedergepreßt, bis sie nurmehr und klein geworden war!

Niemals im Leben hatte sie etwas anderes als Freude und Genügs kennengelernt, nie sich um Sorge und Armut gekümmert, — aus vollen Bügen hatte sie alle Becher des Glücks geleert und wie im Rausch dahingelebt — — und nun mit einemmal ein jähes Erwachen aus diesem Traum.

Und dann in tiefstem Kummer, in ärgster Seelenpein erkannte sie nun die Hand Gottes, den sie vergessen hatte in all ihrem Laufel von Genügs zu Genügs. — und da wurde sie still, da saltete sie wieder die Hände zum Gebet, da fand sie sich zurück zum Schöpfer aller Dinge. Erst der Krieg mußte kommen, sie lebend zu machen.

Von da an trug sie ihr schwarzes Gewand mit Bürde. Und nun lebte sie für alle diejenigen, die zu ihr kamen, ihren Beistand zu erbitten, — nun fand sie den Weg in die ärmsten Stuben, um Frohsinn und Freude hineinzutragen, — nun wurde sie niemals müde, in Demut sich zu opfern für den Dienst des Vaterlandes.

Als sie wieder zu Hause ankam, fand sie ihre Zimmer schon geschmückt mit grünen Tannenzweigen, und eine Schwarze Kinderchen saß an langen Tafeln und wurde von ihren Dienstmädchen bewirtet mit dampfenden Suppen. Jubel und Freude umging sie, als sie eintrat. Nun war sie nicht mehr allein in all ihrem Reichthum, nun hatte sie den Weg zu den Herzen ihrer Nächsten gefunden, den Weg, der auch sie langsam wieder zur Höhe führte. Und da fand sie auch den Mut, Heinz Walter aufzusuchen. Als die Zeit der Besuchsfunde da war, ging sie zu ihm.

Einen kleinen Tannenbaum, geschmückt mit Sametta und mit winzig kleinen Kerzen brachte sie mit. Das Herz pochte ihr heftig, als sie zu ihm eintrat. Er aber, über die Schultern einen langen leichten Mantel gelegt, er nickte ihr mit wehmütig stillem Lächeln zu und dann reichte er ihr aufrichtig und treu die rechte Hand hin. Stumm drückte sie sich gegenüber und blickten sich an, stumm drückte sie ihm die Hand, nur ihre Blicke sprachen. Da sank der Mantel von seinen Schultern, und da sah sie voll Entsegen, daß der linke Arm seines Rockes leer und schlaff niederhing.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie beugte sich nieder und stützte seine rechte Hand, dann sank sie vor ihm nieder und drückte das Gesicht in seine Hand. Bart und Stab streichelte er über ihr Haar und zog sie empor. Dann sagte er mit stiller Wehmuth: „Habe keine Angst, Melanie, — ein Kriüppel trägt sich dir nicht mehr an.“

„Heinz“, bat sie unter Tränen, „sei barmherzig mit mir! Du weißt nicht, was alles ich erduldet habe!“ Er nickte still: „Doch, Melanie, ich weiß alles. Und ich zürne dir auch gar nicht mehr. Unser Schicksal hat sich eben erfüllen müssen.“ Stumm blieben sie sich an, stumm nickten sie sich zu, dann ging sie still hinaus —

Am heiligen Abend aber kam ein Rohrpostbrief, der ihn zu ihr bat, — er möge der Beschwerung ihrer Kriegskinder beiwohnen und dann den Abend bei ihr verleben, — und sie bat so einfach und schlicht, aber doch so herzlich, daß er ihr den Wunsch erfüllen mußte. Als er um fünf Uhr bei ihr eintrat, fand er alle Zimmer in hellem Lichterallan. Nientannen mit buntem Schmuck und ein Dutzend Streichholzstöcke erblieben, so blieb uns Serbien um so mehr schuldig. Aber deutsche Ausdauer und Geschlossenheit kennt keine Hindernisse. Tagelang waren wir unterwegs, um an Tannen heranzuhören, was aufzutun wir und manche unserer Bäume hatten eine weite Reise gemacht — während die Deutschen zur Feier des brennenden Eichbaumes beisteuerten, sorgten unsere bulgarischen Freunde für schwachsinnige Genügs und nach dem eigenen Brauch in der serbischen Kirche, deren schmucklose Räume mit Tannenzweigen geschmückt und in ein Lichtmeer getaucht waren, legten wir uns zu Tisch. Es gab Gusta (gebacktes Fleisch mit Kraut und Reis). Um Mitternacht scholl auf der Erde der Heilige Nacht — die serbischen Bauern hatten aus dem Dorf altem Brauch — die heilige Eiche geholt. Das ganze Dorf verrichtet an dem jungen Eichbaum die Gebete und ward der Baum, den niemand mit bloßen Händen berührte, in den die Belebung untergebracht war, deutsches Weihnachtslieder und die bulgarischen Weisen der Kolledsch entonten, sangen die Serben in der Kirche ihre Mitternacht vor dem verglimmenden Eichbaum ...

Da reichte sie ihm die Hand, und als jetzt ihre Blicke zueinander sprachen, da wußten, da fühlten sie es beide, daß es nun keine Trennung mehr für sie gab, — stumm drückten sie sich die Hand, — kein anderer sollte etwas wissen von ihrem Glück. Und schon begann das Harmonium zu spielen — die alten lieben Melodien aus der Jugendzeit „Stille Nacht, heilige Nacht“ — und all die Händchen der kleinen falteten sich fröhlich und andachtsvoll, doch während die Stimmchen gehorsam die Worte des Textes mitsangen, wandten die hellen Augen suchend von Tisch zu Tisch, von Teller zu Teller, um zu sehen, ob denn auch alle ihre Wünsche erfüllt wurden.

Melanie und Heinz stehen abseits und sehen lächelnd zu, — ihre Hände haben sich gefunden, und aus ihren Augen leuchtet das stille Glück. Da fragt er ganz leise: „Wirklich, Melanie, willst du es wagen, dein Gesicht nun in meine eine Hand zu legen?“ Sie nickt ernst und antwortet: „Ich will es, Heinz. Und ich werde es dir nie vergessen, daß du deine andere Hand dem Vaterlande — also auch mir — geopfert hast.“ Glücklich sieht er sie an: „Erst dieser Krieg mußte kommen, daß wir uns finden konnten!“

Da schloß sie beide Arme um ihn, und von draußen her erklang der Choral „Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen!“

Zu Land und Meer, in Ost und West.

Weihnachtserinnerungen aus 1914 und 1915.

In den Argonne.

Gegendwo am Rande der Argonnen feiert das brandenburgische Reserve-Regiment das zweite Kriegsweihnachten. Wie seit vielen Monaten krachen im Süden und Westen die Kanonen den ganzen Tag. Jede Kompanie hat nach Möglichkeit ihr eigenes Fest gerichtet. Sogar draußen, unmittelbar vor dem Feinde, schimmern hier und da Kerzen aus den Unterkünften. Das Tal steht auf weite Strecken unter Wasser, aber die Feldpost bemüht sich unverdrossen durch den Schlamm, und jedes Bügelchen, das zu den vordersten Stellungen führt, ist mit Liebesgaben über und über beladen.

In einer leeren Baracke im Altar errichtet. Voran steht gedrängt schweigend feldgrauere Männer. Draußen krachen die Granaten, doch der Boden sitzt. Während der Divisionspfarrer seine Andacht beginnt, schlägt wenige Meter entfernt eine Granate ein. Diese Männer, die hier mit kindlichem Herzen das Weihnachtswunder in sich neu erleben lassen wollen, rütteln's nicht, sie haben den Tod in monatelangem Stellungskrieg hundertfach ins Auge gesehen. Und weibhaft klingt die Stimme des Geistlichen durch den Raum. Mächtig bricht der Chor durch das zum Gotteshaus gewordene holzhafte Gebäude. — Draußen vor der Tür barren noch Hunderte des zweiten und dritten Artilleriedienstes. Nicht still und heilig ist diese zweite Kriegsweihnacht am Rande des Argonne. Die Franzosen schießen unablässig, und unsere Artillerie erwidert das Feuer ...

Beim Feinde.

Doch aber nicht überall der Feind am heiligen Abend so kampfbereit ist, zeigt die Schilderung eines französischen Offiziers, der in einer Pariser Zeitung über seine Eindrücke von der Front in der zweiten Kriegs-Weihnacht berichtet:

„Bon meinte Erdstufe aus lebe ich drinnen in den feind-

lichen Gräben an verschiedenen Stellen Vichter aufzumachen, Bugleich aber tönt über die Vinten zu uns herüber ein wilder Chor: „Dies ist der Tag, den Gott genommen. Unsre Mannschaften waren nach und standen sämtlich auf der Erdstufe. Aber nicht mit schwabereitem Gewebe, um im nächsten Augenblick dem Feinde entgegenzuwerfen. Sie standen unter dem Banne des brauenden Feindes, der in verschiedenen Richtungen vom Feinde herübertönte. Ich sah die Gesichter der Männer, die jetzt hinüberdrückten zu den feindlichen Gräben; sie würden jeden Schuß auf die betretenen Feinde da drüber als Entweibung empfinden. Und ich sah deutlich wie nie während des ganzen Feldzuges, daß ein Minuten gibt, wo wir vergessen, daß wir hier sind, um zu töten. — Der Gesang verstummte allmählich, die Vinten verglimmten, die Ruhe der Nacht sinkt auf diese ergreifende Stille herab. Und der erwachende Morgen brachte wieder den täglichen Kampf mit jenen Männern, die so todesmutig und hart in der Schlacht sind, während ich sie weich und glauben woll wie die Kinder in der Weihnacht sah.“

Auf hoher See.

Ein U-Bootsmatrose erzählt: Wenige Stunden vor dem hereinbrechen der Dämmerung ward unter Boot aus Patrouille geschickt. Sehr erfreut waren wir nicht, just an diesem Abend hinauszumüssen; denn zwei bis drei Tage konnte der Feind dauern und dann war die Weihnachtsfeier auf dem deutschen Boot mit der gemütlichen Mannschaftsfeier vorbei. Aber was halß, wir mußten hinaus, um auf den Engländer aufzupassen. — Aus dem dunklen Himmel tropft schwerer Regen, die rollende See wächst dann und wann der Deut. Es war eine beiderlei Fahrt. Und dennoch in Weihnachtsstimmung über allen. Sie glänzt aus den Augen des Kommandanten, sie spiegelt sich wider in den Augen des Ingenieurs, sie leuchtet den Kameraden vom Gesicht. Sie läuschen auf die ewige Melodie des Meeres in Heimwehgedanken verloren. Wüstlich kam der Kommandant mit den Offizieren. „Jungens“, rief er, „wir wollen wir Weihnachtsfeier, auf dem Grund des Meeres!“ Ein paar Kommandanten rufe, ein paar Gedärme und lautlos versank unter See. Unten gab's Kutsch und Mannschaften. Und der Kommandant hielt eine kurze Ansprache, in der er hervorhob, daß Betriebsdienst die erhabene Christfeier sei. Und immer fröhlich ward die Stimmung und immer aufs neue ward die Weihnachtsfeier gefüllt. Dann endlich trat ein Glöckchen an die Rute. — Der aufdämmernde Morgen sah unter Boot mehr über Wasser. Wir durften dabei sein: als der englische Anschlag auf Turbinen bereit wurde. Jener Weihnachtsmorgen wird mit und allen im Gedächtnis bleiben. Unsere Patrouillen feierte in der Weihnachtsnacht war nicht vergeblich gewesen.

Die Wacht in Serbien.

Ein Landsturmman schrieb folgenden Brief: Auf Wartegegen Macedonien! Wir liegen in einem kleinen verlorenen serbischen Nest gemeinsam mit bulgarischen Kameraden. Von ihnen taunten eine eigentliche Weihnachtsfeier in unserm Sinne gar nicht und waren sehr gespannt auf unseren Weihnachtsbaum. Beinahe hätten wir ihre Neugier nicht befriedigen können: denn wenn uns Polen, wo wir mit unserer Compagnie die erste Kriegsweihnacht verlebten, Tannen in schwedischer Fülle beibrachte, so blieb uns Serbien um so mehr schuldig. Aber deutsche Ausdauer und Geschlossenheit kennt keine Hindernisse. Tagelang waren wir unterwegs, um an Tannen heranzuhören, was aufzutun wir und manche unserer Bäume hatten eine weite Reise gemacht — während die Deutschen zur Feier des brennenden Eichbaumes beisteuerten, sorgten unsere bulgarischen Freunde für schwachsinnige Genügs und nach dem eigenen Brauch in der serbischen Kirche, deren schmucklose Räume mit Tannenzweigen geschmückt und in ein Lichtmeer getaucht waren, legten wir uns zu Tisch. Es gab Gusta (gebackenes Fleisch mit Kraut und Reis). Um Mitternacht scholl auf der Erde der Heilige Nacht — die serbischen Bauern hatten aus dem Dorf altem Brauch — die heilige Eiche geholt. Das ganze Dorf verrichtet an dem jungen Eichbaum die Gebete und ward der Baum, den niemand mit bloßen Händen berührte, in den die Belebung untergebracht war, deutsches Weihnachtslieder und die bulgarischen Weisen der Kolledsch entonten, sangen die Serben in der Kirche ihre Mitternacht vor dem verglimmenden Eichbaum ...

Heilige Nacht im gelobten Land.

Ein Offizier berichtet über die Weihnachtsfeier in Jerusalem. Anfang Dezember war unser Korps in Damaskus. March gelegt worden, um zu den Truppen auf dem Ersatz zu stoßen. Wir hatten es nicht eilig. Am 24. trafen wir in Jerusalem ein. Heilige Olivenbäume begrüßten uns und willtürlich überkam uns das Gefühl: das ist dieselbe Landschaft noch, die vor fast 2000 Jahren das heilige Land lebte. Und wie die Landschaft urewig, seitdem nie lädt, Baubers voll, so erscheinen auch die Menschen verändert, wie sie unter jugendliche Phantasie in festem Kindheitsherzen vorge stellt hat. Sonnengrün, wie aus Bronze gegossene, schwarz gezeichnete Gesichter, denen träumerische Augen blitzen. Sie tragen die Zelte und sind schweigend, von langer Frühlingsschlaf umschlungen. Ein kleiner Stern, der von dem Eichbaum hängt, steht auf dem Boden und zeigt einen Ton zu uns herüber, der von Minute zu Minute immer stärker und voller wird. Alle Glöden läuten: Es ist die heilige Nacht! Fern sind wir der Deimat und — fühlen wir doch so nahe; denn dort jenseits des Tales, zu schmucken Häuschen der kleinen deutschen Kolonie stehen, jetzt aus jedem Fenster Kerzenschimmer auf. Ein Wagen bringt uns Automobile zur Weihnachtsmesse in die Kirche nach Bethlehem. Einfach und schlicht ist das Kircheninnern mit seinem nackten Steinbau, seinen nackten grünen Säulen. Die Heiligkeit des Ortes, dessen heute auf dem Gebiet rund Millionen Menschen, Freund und Feind, gebeten haben, keines Schmucks. Auf dem Boden liegen die Beten, die Männer, links die Frauen. Kein Raum in dem Kirchenraum ist weit lebendigen Raum. Mutter Kerzenschimmer tritt in Menge. Nur der Hauptaltar über der Geburtskapelle ist strahlendes Licht getaucht. Und kaum ein Atmung unterbricht die feierliche Stille. Wie denn das leise Beten der Menschen möglich überdeckt wird von dem Gesang. Christ ist gekommen ... Unter seinem jubilierenden Klang strömt denn die Menge unter Ölbaum die Schafe, quämen die Geuer der Schafe wie einst. Über die Weide steht — eine Trainflocke den breiträderigen Wagen, gefolgt von schwerbeladenen Kamelen ... Sie zieht gen Westen, an den Feind.

Des Christfestes wegen gelangt die nächste Ausgabe des „Gezähler“ Mittwoch, den 17. Dezember zur Messe.

Für die Schriftleitung und Anzeigen verantwortlich: Theodor Ritschbühl in Hachenburg.